

JAN-HEINER TÜCK · WIEN

«RÜBERGETRAGEN ALLES GEWEINTE»

Zum 40. Todestag Paul Celans

Am Ursprung von Paul Celans Dichtung steht das Eingedenken fremden Leids, der Kampf gegen das Vergessen und Verdrängen, der leise Aufstand gegen Gedächtnisverlust. «Wenn es eine Verlusterfahrung gäbe, den einzigen Verlust, der auf ewig untröstlich für mich wäre und der alle anderen in sich vereinigte, würde ich dies Gedächtnisverlust nennen. Der Schmerz, der für mich am Ursprung der Schrift steht, ist der Schmerz über den Gedächtnisverlust, nicht nur über das Vergessen und die Amnesie, sondern über das Auslöschen der Spuren.»¹ Mit dieser Bemerkung von Jacques Derrida ist der Ursprung von Celans Dichtung aufs Genaueste bezeichnet, die auch in diesem Sinne «Unendlichsprechung von lauter Sterblichkeit und Umsonst» (GW III, 200) sein will. Wie schwierig die anamnetische Solidarität mit den Toten und Verstummten, wie fragil und anfechtbar der poetische Widerstand gegen das Verlöschen der Spuren sein kann, hat Celan, der seine Eltern und viele seiner jüdischen Freunde und Bekannten im Dritten Reich verloren hat, schmerzlich erfahren müssen. Dem «Zivilisationsbruch» (Dan Diner) Auschwitz vermag Celan am Ende nur durch eine gebrochene Sprache zu entsprechen, die im Spätwerk zunehmend knapper und karger wird, bis sie definitiv verstummt.

Die jüdische Leidensgeschichte wird für Celan aber auch Anlass, sich neu den religiösen Traditionen des Judentums zuzuwenden. Spuren der jüdischen Mystik, aber auch Anspielungen an die Passion des Gekreuzigten finden sich in seinen Gedichten – Motive, die nicht einfach übernommen, sondern umgeschrieben und verfremdet werden. So werden im Gedicht *Tenebrae* die Passion des Gekreuzigten und die Passion der Opfer in kühner Weise ineinander geblendet. Aber nicht nur das Dunkle und Finstre der geschichtlichen Erfahrung hat in dieser Lyrik seinen Ort, sondern auch der unvorhersehbare Durchbruch zum Licht. Die Hoffnung – wenn man denn trotz aller Gebrochenheit von Hoffnung sprechen will – steht bei Celan unter dem Vorzeichen des «Vielleicht». Die Ungewissheit und Schweben, die nicht

JAN-HEINER TÜCK, geb. 1967, Professor für Dogmatische Theologie an der Universität Wien, Schriftleiter dieser Zeitschrift.

mit Richtungslosigkeit zu verwechseln ist, findet etwa deutlichen Ausdruck in dem bekannten Gedicht *Zürich, Zum Storchen*, das auf ein Gespräch mit Nelly Sachs am 26. Mai 1960 zurückgeht.² Es lautet:

ZÜRICH, ZUM STORCHEN

Für Nelly Sachs

Vom Zuviel war die Rede, vom
Zuwenig. Von Du
und Aber-Du, von
der Trübung durch Helles, von
Jüdischem, von
deinem Gott.

Da-
von.
Am Tag einer Himmelfahrt, das
Münster stand drüben, es kam
mit einigem Gold übers Wasser.

Von deinem Gott war die Rede, ich sprach
gegen ihn, ich
ließ das Herz, das ich hatte,
hoffen:
auf
sein höchstes, umröcheltes, sein
haderndes Wort –
Dein Aug sah mir zu, sah hinweg,
dein Mund
sprach sich dem Aug zu, ich hörte:

Wir
wissen ja nicht, weißt du,
wir
wissen ja nicht,
was
gilt. (GW I, 214)

In diesem Gedicht wird eine Begegnung festgehalten, deren *Einmaligkeit* durch die Widmung (für Nelly Sachs) sowie die Angabe von Datum (am Tag einer Himmelfahrt) und Ort (Zürich, Zum Storchen) unterstrichen wird. Eine Begegnung, bei der es – wohl im Anschluss an Margarete Susmans

Hiob-Buch³ – um die Frage nach der Identität des Jüdischen in dieser Zeit geht. Bei Susman heißt es im Blick auf die Shoah: «Wohl ist diesem Geschehen gegenüber jedes Wort ein *Zuwiel* und ein *Zuwenig*; seine Wahrheit ist allein der Schrei aus den wortlosen Tiefen der menschlichen Existenz. Es ist darum das Buch Hiob, aus dem der Versuch einer Deutung des Geschehens unternommen wird.» Damit ist die Frage nach Gott angesichts des Äußersten aus der Perspektive Hiobs aufgeworfen. Das Ich dieses Gedichts (Paul Celan?) setzt sich ab vom Glauben des Du⁴ (Nelly Sachs?), das eine religiöse Deutung des jüdischen Schicksals für möglich zu halten scheint, betont aber gleichwohl, es hoffe auf Gottes höchstes, umröcheltes, sein haderndes Wort.⁵ Man wird hier neben Hiob und der jüdischen Tradition des Rechtens mit Gott auch eine Anspielung auf Golgotha und das letzte Wort des Gekreuzigten (der für Christen das gekreuzigte Wort Gottes selbst ist) sehen dürfen.⁶ Ein Wort, das von atemlosem Stammeln und Röcheln umgeben ist, ein Wort, an das sich Sterbende klammern, ein Wort, das darüber selbst ins Hadern kommt, obwohl es SEIN höchstes ist.

Auch wenn das Gedicht mehr und anderes ist als das Protokoll eines Gesprächs, und die Literaturwissenschaft davor warnt, das Ich dieses Gedichts einfach mit Paul Celan und das Du dieses Gedichts einfach mit Nelly Sachs zu identifizieren, so scheint durch die Widmung doch eine biographische Lesart möglich zu sein. Die gemeinsame Erfahrung des Lichts (das Gold, das am Tag einer Himmelfahrt übers Wasser kommt) hat jedenfalls in der «Cor/respondenz»⁷ von Celan und Sachs eine bedeutsame Rolle gespielt, und beide haben es als Spur des Transzendenten gedeutet: Spur – denn nicht das Licht selbst sehen sie, sondern die durch die Spiegelung des Wassers gebrochenen Strahlen – eine Erfahrung des Transzendenten also *via negationis*. Drei Monate nach der gemeinsamen Begegnung in Zürich und einen Monat nach dem Besuch von Nelly Sachs in Paris erinnert sich Paul Celan in einem Brief: «Weißt Du noch, wie, als wir ein zweites Mal von Gott sprachen, in unserem Haus, das das Deine, das Dich erwartende ist, der goldene Schimmer auf der Wand stand? Von Dir, von Deiner Nähe her wird solches sichtbar, es bedarf Deiner, bedarf, auch im Auftrag derer, denen Du Dich so nah weißt und denkst, Deines Hier- und Unter-den-Menschen-Seins.»⁸ Im Antlitz des anderen (oder genauer: der anderen) wird etwas von der Wirklichkeit des ganz Anderen sichtbar. Allerdings ist auch hier nicht von einer überwältigenden Epiphanie des Göttlichen die Rede; das Licht zeigt sich eher indirekt als goldener Schimmer auf der Wand. Noch sieben Jahre später kommt Celan darauf zurück: «Es war gut [...] von Dir selbst an das Licht erinnert zu werden, das in Zürich überm Wasser und dann in Paris aufschien. Einmal, in einem Gedicht, kam mir, übers Hebräische, auch ein Name dafür.»⁹ Es ist das Gedicht *Nah im Aortenbogen* aus dem Band *Fadensonnen*, welches den Namen für die flüchtige Epiphanie findet:

NAH, IM AORTENBOGEN
im Hellblut:
das Hellwort.

Mutter Rahel
weint nicht mehr.
Rübergetragen
alles Geweinte.

Still, in den Kranzarterien,
unumschnürt:
Ziw, jenes Licht. (GW II, 202)¹⁰

Ziw – das hebräische Wort für Glanz, Blüte, Mai, das in der jüdischen Mystik den Lichtglanz Gottes umschreibt – bleibt *unübersetzt* stehen. Es wird nicht eingeebnet – und gerade das deutet auf das Inkommensurable der Erfahrung hin, die sich hier nach aller Untröstlichkeit in das Gedicht einschreibt: Es ist »ein fremdes Wort als Name für den Namenlosen. Soviel darf benannt werden, ohne das Geheimnis zu verletzen.«¹¹

ANMERKUNGEN

¹ Jacques DERRIDA, *Ausschlusspunkte. Gespräche*, hrsg. v. P. Engelmann, Wien 1998, 154.

² Zum biographischen Hintergrund dieser Begegnung vgl. Ruth DINESEN, *Nelly Sachs. Eine Biographie*, Frankfurt/M. 1992, 283 ff.

³ Margarete SUSMAN, *Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes*, Freiburg i. Br. 1968 (Erstausgabe: Zürich 1946), 313.

⁴ So schreibt Nelly Sachs an Paul Celan: «Du weißt, ich bin für Frieden und jegliche Rache ist mir fremd!» Paul CELAN, *Briefwechsel mit Nelly Sachs*, hg. von Barbara WIEDEMANN, Frankfurt/M. 1993, 98.

⁵ Gegen Deutungen, die diesen Gegensatz unterschlagen und Celan eine verzweifelte Hoffnungslosigkeit zuschreiben, wendet sich Beate SOWA-BETTECKEN, *Sprache der Hinterlassenschaft. Jüdisch-christliche Überlieferung in der Lyrik von Nelly Sachs und Paul Celan*, Frankfurt/M. u.a. 1991, 12 ff.

⁶ In seinen Notizen hat Celan den Hintergrund dieser Begegnung festgehalten: «4h Nelly Sachs, allein. (Ich bin ja gläubig.) Als ich darauf sage, ich hoffe, bis zuletzt lästern zu können: (Man weiß ja nicht, was gilt.)» (*Briefwechsel mit Nelly Sachs*, 41). In der Gedichtfassung hat er die Rede vom Lästern fallen lassen.

⁷ Vgl. das späte Gedicht *Bergung* (GW II, 413).

⁸ CELAN, Briefwechsel mit Nelly Sachs (s. Anm. 4), 58.

⁹ Ebd. 94.

¹⁰ Vgl. Joachim SCHULZE, *Celan und die Mystiker*, Bonn 1976, 50–53; Paul FELSTINER, *Paul Celan. Eine Biographie*, München 1997, 304–309.

¹¹ So treffend Gerald RAUSCHER, *Anders als Sprache, Gott und Zeit. Der Haken der Transzendenz im Dichten Paul Celans*, in: *Judaica* 51 (1995) 132–153, hier 140.